

## EINFÜHRUNG



Oberschlema

Der Bergmannsgruß „Glück Auf“, der überall im Erzgebirge noch lebendig ist, erinnert an die seit Jahrhunderten vom Bergbau geprägte Landschaft. 800 Jahre währender Bergbau im Westergebirge auf Eisen, Zinn, Silber, Kobalt, Nickel, Wismut und Uran haben auch heute noch reichlich Zeugen über- und untertage hinterlassen.

Auch wenn das Erzgebirge heute nur noch ein Rumpfgebirge ist, eine zum Teil tief zertalte, wellige Hochfläche zwischen 700 und 900 m über NN mit übriggebliebenen schmalen Höhenrücken

und nur wenigen Bergen über 1000 m über NN, so hat es in seiner geologischen Vergangenheit doch gewaltige Gebirgsbildungen erfahren. Während es vom Norden her allmählich über 35 km einen sich hinziehenden Anstieg aufweist, bricht es am Erzgebirgskamm jäh innerhalb von 5 km zum eingesunkenen Egertalgraben ab. Als Pultscholle wurde sie im Tertiär um mehr als 1000 m hochgehoben.

Im Erzgebirge findet sich eines der größten Verbreitungsgebiete präkambrischer metamorpher Gesteine wie Gneise, Glimmer-

schiefer und Phyllite. Die Granite von Kirchberg und Eibenstock haben ihren größten Ausbiß im Westergebirge. Sie drangen im Oberkarbon bis Unterrotliegenden als granitisches Magma zwischen Metamorphite am Ende der variscischen Gebirgsbildung ein. Die Basalttafelberge haben sich als markante Bergformen nur als Erosionsreste einer Basaltstromdecke, die ihren Ursprung bei Hammerunterwiesenthal hatte, erhalten.

Die letzte große Formgebung brachte die alpidische Gebirgsbildung mit der Heraushebung der



Viehweide vor Schneeberg

Erzgebirgsscholle und dem Abbruch in den Egertalgraben und damit in die Weite des Nordböhmisches Beckens. Von Böhmen aus ergibt sich deshalb das Bild eines steil aufragenden Gebirges. Der riesige Grenzwald war einst ein schwer zu überwindender Barriereriegel von Böhmen nach Sachsen.

Der Name Erzgebirge (ursprünglich „Miriquidi“ = Schwarzer Wald) tauchte erst 1589 in einer Bergchronik des Schneeberger Petrus Albinus auf. Noch um das Jahr 1000 unserer Zeitrechnung

existierte ein undurchdringlicher Urwald. Die Sorben siedelten als Ackerbauern nur in den niederen Teilen und in den Flußtäälern des Gebirges. Viele Ortsnamen mit der Endung -itz sind sorbischen Ursprungs.

Erst im Laufe der Kolonisation Sachsens warben im 11. und 12. Jahrhundert Feudalherren mit der Landesverleihung. Ansiedler sollten frei von Leibeigenschaft sein und für einige Jahre frei von Abgaben und nicht als Söldner eingezogen werden. Ansiedler in größerer Zahl, unter anderem aus Franken, Thüringen, Bayern,

Hessen und Flandern wurden so ins Land geholt. Dem Typ des Waldhufendorfes entsprachen fast alle Dörfer, entsprechend dem Gelände angepaßt. Vorher galt es, die undurchdringlichen Wälder Stück für Stück zu roden.

Die Landwirtschaft hatte bei den kargen Böden, den steinigen Äckern und den langen, kalten Wintern nie eine große Bedeutung gehabt. Es existierten Weiden für die Viehwirtschaft, und seit dem 18. Jahrhundert wurde der Kartoffelanbau betrieben, um die Erzgebirger vor Hungersnöten zu schützen.



Blick vom Oberbecken Markersbach zum Scheibenberg und Pöhlberg

Die Silberfunde ließen zwischen 1471 und der Mitte des 16. Jahrhunderts durch das „Berggeschrei“ erste Ansiedlungen und Städte aus dem Boden wachsen. Den neuen Stadtgründungen stand die Ungewißheit gegenüber, wie lange die Fündigkeit an Erzen anhalten werde. Wirtschaftliche Rückschläge wechselten sich mit reicher Erzausbeute ab. Es wurden Burgen errichtet, die der Sicherung der Wege und Flußübergänge dienten. Die herausragenden Leistungen der Baukunst, so die großen gotischen Hallenkirchen, sowie die pracht-

voll gestalteten Residenzbauten in Dresden verdanken sie dem Bergbau. Die Wissenschaft wurde frühzeitig in den Dienst des Bergbaus gestellt, denken wir nur an die Gründung der Bergakademie Freiberg 1765 und damit an den Zentralismus von Lehre und Forschung. Im 16. und 17. Jahrhundert profitierten vom Bergbau auch Architekten, Steinmetze, Bildhauer, Bildschnitzer, Maler, Zinngießer, Münzeisenschneider und Medalleure.

Nach den ergiebigen Jahren des Bergbaues kam er durch Kriege, Stadtbrände, Religionsaus-

einandersetzungen und die Pest fast zum Erliegen. Handarbeit wie Spitzenklöppelei, Posamentenmacherei, Stickerie, Schnitzen und Drechseln waren oft der einzige Ausweg, den vielen arbeitslos gewordenen Bergleuten das Überleben auch ihrer kinderreichen Familien zu sichern. Obwohl die Landwirtschaft nicht alle ernähren konnte, hielten viele der Erzgebirgler an ihrer Scholle fest. Der Erzgebirgler ist bodenständig, beharrlich, genügsam, gemütlich, sangesfreudig, er besitzt eine gläubige Zähigkeit und ist traditionsbewußt. Die Begabung



Blick zum Pöhlberg unweit von Jöhstadt

für verschiedene Handfertigkeiten kam ihm zu Gute. Der eigene Dialekt hat überlebt und wird gepflegt beim Hutzenabend mit Klöppeln, Schnitzen und Musizieren.

Die ausgeschilderte Silberstraße, eine touristische Route durch das Erzgebirge, der alljährlich am 22. Juli gefeierte „Berg-Streittag“ mit einer Bergparade in Schneeberg, die liebevoll betriebenen Schaubergwerke, die Museen mit bergbaulicher Kunst und Sachzeugen, die Atmosphäre des „Weihnachtslandes Erzgebirge“ und der Win-

tersport in den schneesicheren höheren Lagen locken auch Touristen in steigender Zahl in diese herbe Landschaft.

In keiner anderen deutschen Region wird Weihnachten so reich und traditionsbewußt gefeiert wie im Erzgebirge. Die Licht- und Sonnensehnsucht der Bergknappen bei ihrer schweren und gefährvollen Arbeit war die Ursache. Sie fuhren im Dunklen ein und nach ca. 10 Stunden im Dunklen wieder aus. Eine Froschlampe war ihre einzige Lichtquelle, und der Arsenikgeruch zeigte ihnen die Richtung der

Erzführung an. Das Weihnachtsfest mit all den vielen Lichtern an den Fenstern, den Schwibbögen, Lichtenregeln, Pyramiden, Berg- und Räuchermännern und Nußknackern bringt diese einmalige weihnachtliche Atmosphäre zum Ausdruck. Licht half gegen das Aufkommen von depressiven Gedanken, wenn die Tage kürzer wurden und Nebelschwaden die Landschaft verhüllten und gegen die langen Winter, wenn Schnee über Monate die Gegend zudeckte.

Seit 1960 starben die Fichtenwälder in der Kammregion durch die



Volkssänger Anton Günther im Restaurant auf dem Pöhlberg

Auswirkungen der Immissionen um Falkenau, Komotau und Brüx. Aus den Schloten der Braunkohlenkraftwerke und der Braunkohlen verarbeitenden Industrie konnte er als saurer Regen fast ungefiltert über die großen geschlossenen Wälder niedergehen und Gespensterwälder hinterlassen. Riesige Kegelhalden der Wismut erdrückten ganze Ortschaften und veränderten Landschaften. Wer sollte da noch Urlaub machen?

Die Renaturierung hat heute glücklicherweise die großen Narben verheilt und mit Vegetation überzogen. Der Einbau von Filtern läßt die Wälder durch Aufforstung wieder ergrünen.

Die beschriebene Region Westergebirge erstreckt sich vom Kuhberg bei Schönheide im Westen bis zum Hirtstein im Osten. Dabei wurde grenzüberschreitend die Bergbauregion in Böhmen mit einbezogen. Das sächsische Vorland des Westergebirges, einschließlich der Industriestadt Aue, blieben unberücksichtigt. Es wurde versucht, möglichst viele touristisch interessante Orte in unterschiedlichen Jahreszeiten aufzusuchen, ohne Anspruch auf die Vollständigkeit zu erheben.

## TECHNISCHE DENKMALE DER FROHNAUER HAMMER AM UFER DER SEHMA



Frohnauer Hammer an der Sehma

An seiner Stelle befand sich um 1436 eine Getreidemühle für das Dorf Frohnau. Von 1498 bis 1502 wurden in einem Nebengebäude Silbermünzen, die sogenannten „Schreckenberger“, geschlagen. Ab 1612 diente das Gebäude als Ölmühle. Ab 1621 erfolgte der Umbau zu einem Silberhammer und von 1632 bis 1641 zum Kupferhammer. Mit seinem Ausbau als Eisenhammer bekam er 1657 die heutige Gestalt. 1692 brannte das Hammerwerk ab, aber es wurde sofort wieder errichtet. Zum Schmieden dienen 3 gewaltige Schwanzhämmer von 2,5, 5 und

6 Zentnern Gewicht, die das Eisen strecken. Der kleinste Hammer schlägt 100 bis 120 mal in der Minute, der größte bringt es auf 20 bis 40 Schläge in der Minute. Diese 3 Hämmer lagern in einem hölzernen Stempelgerüst und parallel zum Stempelgerüst liegt eine 320 Zentner schwere Hartholzwellen, die starr mit dem 2. Wasserrad verbunden ist. Die Nocken auf den Eisenringen der eichernen Welle schlagen auf die Metallenden der Hammerstiele, so daß die Hämmer gehoben werden und auf die Ambosse niedersausen können, sobald sie von



270 Jahre alte Sommerlinde und ehemaliges Hammerherrenhaus gegenüber

den Nocken freigegeben werden. Als Energiequelle dient Wasserkraft, die von einem mächtigen Wasserrad auf die Hammerwelle übertragen wird. Ebenfalls mit Wasserkraft werden die zwei Blasebälge durch ein zweites Mühlrad über ein Kunstgestänge betrieben.

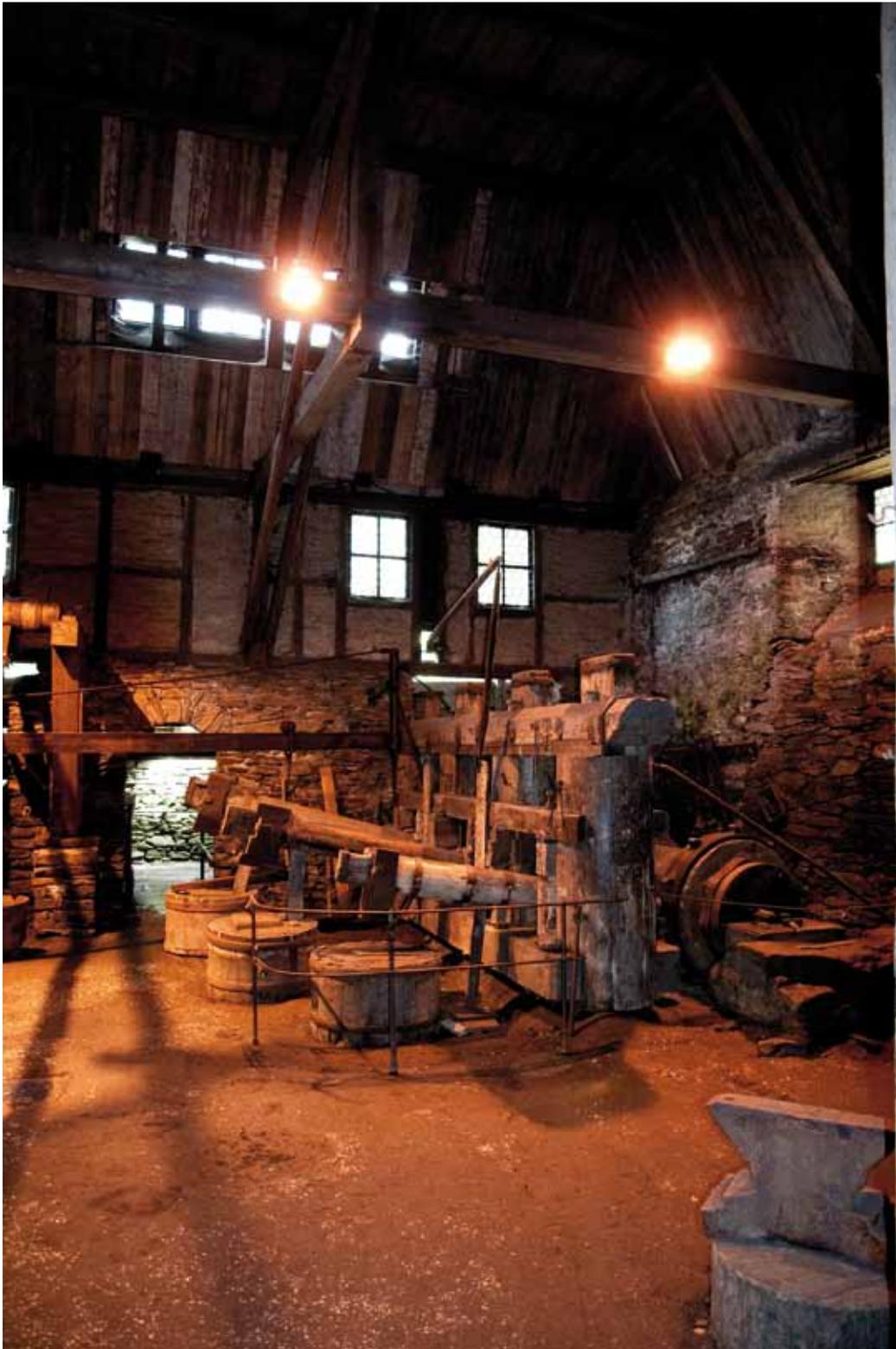
1904 kam es zur Stilllegung, und 1925 wurde es zur musealen Nutzung wieder in Gang gesetzt. Es ist heute ein technisches Kulturdenkmal.

Das nach dem Brand wieder entstandene Gebäude mit niedrigem Mauerwerk und dem tiefgezo-

genen hohen Schindelwalmdach ergibt ein imposantes Bild. Die Werkseinrichtung ist völlig unverändert erhalten und wird in Betrieb gezeigt. 120 verschieden geformte Schmiedezangen hängen über den Feuerstellen im hohen verrosteten Innenraum. Bei den Führungen werden der kleine Eisenhammer und die zwei Blasebälge in Gang gesetzt. Das Schauschmieden, zum Teil mit internationalen Künstlern, ist zu einem Höhepunkt in unserer Zeit geworden. Die Produkte des Hammers gingen in die Bergwerke und Hütten, in die Land- und

Forstwirtschaft und waren auch für Handwerk und Haushalt gedacht. Die Kunstschmiedearbeiten gelangten an den Sächsischen Hof in Dresden oder dienten als Geländer an der Augustusbrücke. Kunstschmiedearbeiten, wie ein aus einem Stück Eisen getriebener Rosenzweig, Zier- und Kamingitter, Wetterfahnen, Schlösser, Schlüssel und eiserne Truhen sind in Schauräumen zu bewundern. Unmittelbar am Fachwerkkomplex des Frohnauer Hammers existiert noch die ca. 270 Jahre alte Sommerlinde mit weitausladenden Ästen.

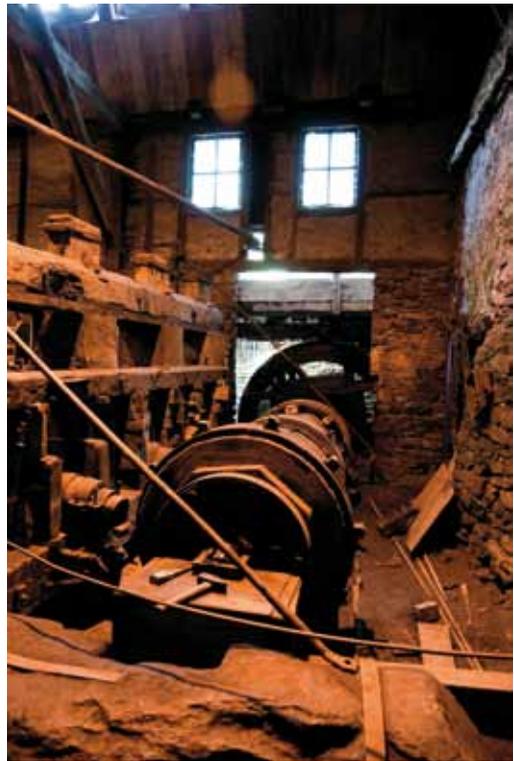






Vorführungen am Hammer

Wassergetriebene Antriebswelle





Hammerherrenhaus

Schmiedekunst im Hammermuseum



Das Hammerwerk erbrachte soviel Kapital, daß es nach dem Brand von 1692 nicht nur wieder aufgebaut werden konnte, sondern gleichzeitig das repräsentative Hammerherrenhaus im Fachwerk mit geschnitzten Balken und Fensterrahmen und Butzenscheiben entstand.

Erhalten ist noch der Wohn- und Schlafräum im Zustand von 1908. Heute dient das Hammerherrenhaus im Erdgeschoß als Gastwirtschaft, und der 1. Stock wird museal genutzt und zum Beispiel das Klöppeln vorgeführt.



Inneneinrichtung im Hammerherrenhaus



## SILBERWÄSCHE ANTONSTHAL

Antonsthal liegt an der Einmündung des Halsbaches in das Schwarzwasser, 520 m über NN. 1715 fand ein Eigenlehner im Halsbach-Tal in der Grube „Unverhofft Glück an der Achte“ Silbererz. Oberberghauptmann Freiherr von Herder, der Sohn des Weimarer Generalsuperintendenten, veranlaßte den Bau der „Königlich-Sächsischen-Antons-Silber-Schmelz-Hütte“.

Nur von 1828 bis 1856 existierte in Antonsthal das Pochwerk und die Erzwäsche wegen ausbleibender Erzlieferungen. Einst wurden die Armerze in der Anton Söller Schmelzhütte weiter verarbeitet. Von ihr existieren nur noch Fotos aber keine baulichen Reste mehr. Um eine zusätzliche Sauerstoffzufuhr beim Schmelzvorgang zu erzielen, kam hier ein großes gußeisernes Zylindergebläse, das „Schwarzenberg-Gebälse“, zum Einsatz.

Heute ist es als technisches Denkmal auf der „Alten Elisabeth-Fundgrube“ in Freiberg noch zu bewundern. Das mit Holzschindeln gedeckte Fachwerkgebäude der Silberhütte liegt malerisch im Antonsthal an der Straße nach Sosa.

Über einen 3 km langen Kunstgraben leitete man das Wasser des Halsbaches auf ein Wasserrad von 4 m Durchmesser, das eine 8 m lange Daumenwelle mit 15 Pochstempeln betreibt. Nach der Erzzerkleinerung gelangt das Pochgut unter Zufuhr von Wasser auf sogenannte Herde, die durch Rüttelbewegungen eine Schwere-trennung des Materials vorneh-



men (schweres Erz vom leichten tauben Gestein). Das erzfreie Gesteinsmaterial gelangte über einen Graben in den Schlämmteich. Das Erz wurde in Kübel geschaufelt und der Verhüttung zugeführt.

Von 1770 bis 1778 wurden 2906 Zentner Bleiglanz mit einem Gewicht von 202 kg reinem Silber abgebaut. Auch der Betrieb der Antonshütte wurde 1858 ein-

gestellt. In der „Silberhütte“ ist neben der Vorführung des Pochens und der Ausstattung des Pochwerkes im Nachbargebäude ein kleines Museum integriert, das neben erzgebirgischen Mineralen der Umgebung auch noch mit einem Modell den Pochvorgang erklärt und an die einzige Schmelzhütte erinnert.

## SIEBENSCHLEHENER POCHWERK IM SCHNEEBERG-NEUSTÄDTER BERGREVIER



Pochwelle vor den Gebäuden des Pochwerks

Als ein wichtiges Denkmal des Kobaltbergbaues gehört es zur 1495 erstmals erwähnten Grube „Siebenschlehen“ und diente seit 1752/53 der Aufbereitung der abgebauten Silber-, Nickel- und Kobalterze. Bis heute sind das Steigerhaus von 1830, Blockschuppen, Scheidebank, Kobaltkammern und das Pochwerkgebäude von 1832 erhalten. Seit 1990 wird es als technisches Denkmal geführt.

Bevor das Kobalterz zur Verhüttung kam, mußte es aufbereitet werden, das heißt, das taube Gestein wurde vom erzführenden Gestein herausgeschlagen und von diesem getrennt. Dies geschah von Hand, oft auch von Kindern, auf grobgezimmerten Tischen der Scheidebank. Was nicht mehr durch Scheiden von Hand aufbereitet werden konnte, mußte im Pochwerk auf die notwendige Feinheit zerstampft werden. Dies geschah mit 9 etwa 4 Zentnern schweren, hölzernen Pochstempeln, mit eisernen Pochschuhen, die auf das Erz in eisernen Pochtrögen aufschlugen. Zunächst geschah dies in Trockenpochwerken. Die Erze wurden ohne Wasser zerstampft, aber ab 1512 wurden in Sachsen bereits Naßpochwerke eingeführt. Eine Pochwelle mit Nocken zur Hebung der Pochstempel, wurde von einem überschlächtigen Wasserrad von 4 m Durchmesser, später von 6 m Durchmesser, angetrieben.

Das Aufschlagwasser stammt vom Filzteich und wird aus dem 1838 hierfür errichteten Unte-



Scheidebank zum Herausschlagen des Erzes von Hand

ren Lindenauer Teich über einen Kunstgraben und weiter über den Knappschaftsteich zum Pochwerk geleitet. Bis auf eine Korngröße unter 0,1 mm wurden Erze mit einem Gehalt bis unter 5 % naßgepocht. Bei der nassen Aufbereitung wird dann der feingepochte Schlamm auf sogenannten Herden (Herde sind leicht geneigte, mit Rillen versehene Holztafeln) weiter verarbeitet. Das über die

entsprechend geneigten Herde rieselnde Wasser spült durch Rüttelbewegungen die leichten, erzf freien Körner vom Herd und in die Gräben aus dem Gelände. In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts wurden die Kobaltkammern zur sicheren Aufbewahrung von Kobalt errichtet. 1929 kam es zur Einstellung des Betriebes. Nach Umbaumaßnahmen diente das Pochwerk von 1942 bis 1944

nochmals der Aufbereitung, diesmal von Wolframerzen.

1954 erfolgte die Aufnahme in die Denkmalliste und 1990 der Beschluß zur Gründung eines technischen Museums. Gezeigt wird zu bestimmten Zeiten das Vorführen des Pochens, und in einer Ausstellung ist die Geschichte des Kobaltbergbaues im Schneeberg – Neustädter Bergrevier museal aufbereitet.

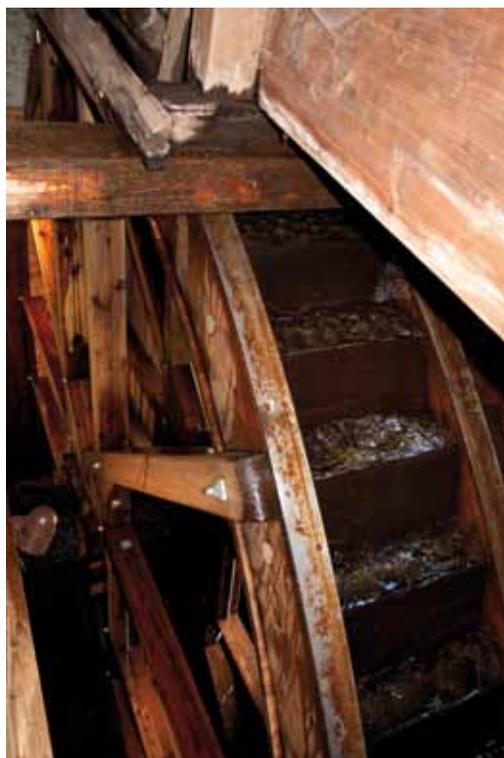


Hammerteich mit Zulauf zum Pochwerk





Wasserantrieb







Pochstempel und Herde





Neues Rathaus

1546 wurde Eibenstock freie Bergstadt, und 1560 ein Bergamt eingerichtet. Am Ende des 17. Jahrhunderts zeichnete sich bereits der Niedergang des Bergbaues ab, und 1890 erlosch der 300 Jahre andauernde Zinnbergbau. Der „Neues Glück-Stolln“ am Gottesackerberg wurde erst 1811 aufgeföhren, als letzter Versuch auf Zinnausbeute. Erinnert sei auch an die Fabrikation von verzinntem Blech, dem sogenannten Weißblech, ab 1537 erstmalig im Erzgebirge. Bis 1830 existierten zahlreiche Hammerwerke zur Eisenverarbeitung.

Der Bergbau auf Rot- und Brauneisenstein ging 1890 ein. 1533 erwarb der sächsische Kurfürst Johann Friedrich der Großmütige das Gebiet der Herrschaft Schwarzenberg von den Tettauern, und dazu gehörte auch Eibenstock. 1862 brannte das gesamte Stadtzentrum nieder, der Wiederaufbau erfolgte in der Zeit des Klassizismus. Nach dem Stadtbrand entstand zwischen 1864 und 1868 eine stattliche, evangelische neoromanische Hallenkirche. In dem dreischiffigen, flachgedeckten Kirchenraum mit Doppelporen, finden über

1000 Menschen Platz. Weithin sichtbar ist der 64 m hohe Kirchturm. Das Aufblühen der Stickerindustrie führte 1906/07 zu einem Rathaus-Neubau, der zu den schönsten Rathäusern Sachsens zählt. Die Verschmelzung von Historismus und Jugendstil ist sichtbar. Im Treppenaufgang sind Glasgemälde von Max Pechstein in Bleiverglasung und ein prunkvoller Ratssaal mit hölzernem Tonnengewölbe zu bewundern. Ein vorgelagerter Rathauspark am steilen Hang verleiht dem Rathaus eine zusätzliche Aufwertung.

## JOHANNGEORGENSTADT



Kurfürst Johann Georg I.

Johanngeorgenstadt (675–750 m über NN), die Berg- und Exulantenstadt am Vorderen Fastenberg gelegen, ist unter den erzgebirgischen Bergstädten die jüngste Gründung. Der sächsische Kurfürst Johann Georg I. erteilte 1654 die Erlaubnis, eine Exulanten- und Bergstadt zu gründen und gab dieser Stadt seinen Namen. Nach dem 30jährigen Krieg kam es bei der einsetzenden Gegenreformation zur Verfolgung protestantischer Böhmen. Der Druck kaiserlicher Beamten ließ vor allem Protestanten aus Platten, Gottesgab und Joachimsthal über die Grenze fliehen. Dazu kam noch der Rückgang des Zinnbergbaues auf böhmischer Seite.

1658 gab es die ersten ergiebigen Erzfunde an Silber und Kobalt und 1662 bereits ein kurfürstliches Bergamt in Joachimsthal. Etwa 100 Tonnen Silber wurden gewonnen.

Die Anlage der Stadt erfolgte nach dem Muster der erzgebirgischen Städte mit einem rechtwinkligen Straßennetz.

Die Erzgänge des Fastenberges gehören der Wismut-Kobalt-Nickel-Silber-Formation an. Die Vererzung war an kontaktmetamorphe Muskovitschiefer gebunden. Die Zahl der Bergleute stieg auf 1000 an. Ab 1690 existierten bereits durch Wasserkraft betriebene Pumpenanlagen, sogenannte Künste, damit war es möglich geworden, tiefere Schächte zu teufen. 1750 existierten in Johanngeorgenstadt 300 Gruben. 1789 entdeckte der Chemiker Martin

Heinrich Klaproth in der Pechblende von Johanngeorgenstadt das Element Uran. Mitte des 18. Jahrhunderts begann es an nutzbaren Erzadern zu mangeln, der Höhepunkt des Bergbaues war überschritten.

1867 wurde die Stadt durch eine Feuersbrunst fast völlig zerstört. Von 355 Häusern brannten 287 nieder. Ab 1869 mußten die Einwohner ihren Lebensunterhalt nach dem Erliegen des Bergbaues mit Ersatzerwerbszweigen wie Klöppeln, Posamentieren, Schnitzen, dem Anfertigen von Intarsien und der Glacé-Handschuhmacherei verdienen.

Nach dem 2. Weltkrieg setzte 1946 sogleich der Bergbau auf Uranpechblende durch die SAG Wismut ein.

In 19 Schachtanlagen waren bisweilen 115.000 Menschen tätig. Riesige Halden wurden aufgetürmt, eine Barackenstadt in aller Schnelle errichtet und 1954 mit dem Abriß des historischen Stadtzentrums begonnen. Auf einer Infotafel, wo einst das Rathaus stand, ist folgender Text zu lesen:

„Zwischen 1946 und 1958 baute die sowjetische Aktiengesellschaft Wismut hier Uranerze ab, unter anderem im Zentrum der Stadt. Es kam zu Bodensenkungen. 1951 beschloß die DDR-Regierung auf Drängen der Sowjetunion den Abriß des historischen Stadtzentrums. 1954 begann der Abriß von 319 der 400 Häuser. Dort wo 4000 Johanngeorgenstädter über drei Jahrhunderte lebten, wurde Fichtenwald abgeforstet.“



Stadtkirche

Von 1952 bis 1956 entstand auf der Hochfläche des Fastenberges in 800 m über NN die gesichtslose Neustadt. Die evangelische neogotische Kirche von 1872 ist übrig geblieben. Sie steht heute einsam vor einer Grünanlage. In Sichtweite kündigt das Standbild des Kurfürsten Johann Georg I. von einstiger Historie.



Blick ins böhmische Potůčky  
Pulverturm

Zum Glück für Johanngeorgenstadt erschöpften sich die Uranerzlager bereits 1956, und 1958 endete der Spuk.

Heute sind viele Schandfleck der Wismut beseitigt. An übertägigen Bergbauzeugen existieren neben kaum noch wahrnehmbaren Halden, der rekonstruierte Pferdegöpel von 1992/93, der Pulverturm von 1798 der „Neu Leipziger Glück Fundgrube“ auf einer kleinen Halde an der Eibenstocker Straße. Er erinnert an die verschließbare Sicherung des Schwarzpulvers für das Sprengen. Unweit der Kirche geht der Blick über die Grenze ins böhmische Potůčky (Breitenbach) 783,6 m über NN.





Riesenschwibbogen und Postmeilensäule



Durch überdimensionale Schwibbögen und Pyramiden sollen Touristen wieder in dieses geschundene Stückchen Erzgebirge gelockt werden.

1778 fertigte der Johanngeorgenstädter Bergschmied Teller den ersten eisernen Schwibbogen an. Die am Ende des Uranbergbaues an die Hauptstraße umgesetzte Postdistanzsäule stammt von 1730. Die Postmeilersäulen sind auf Befehl August des Starken von 1722 bis 1735 errichtet worden. Die Obelisksen tragen die Entfernungen bis zur nächsten größeren Stadt in Meilen oder Wegestunden.

1928 wurde die erste Groß-Ski-sprungschanze Deutschlands erbaut. Vielleicht schafft es Johanngeorgenstadt wieder, ein beliebtes Wintersportgebiet zu werden.



Es existiert ein neu angelegter Bergbaulehrpfad von Unterjugel. Dieser führt entlang des Jugelbaches, der nicht nur die ehemaligen Gruben entwässerte, sondern das Wasser auch für das einstige Pochwerk der „Hohneujahr Fundgrube“ lieferte. Die Grundmauern und damit der Grundriß der Pochwäsche um 1765 sind nahe des Mundlochs „Gegenstück Tiefer Erbstolln“ noch vorhanden.

Jugelbach und Reste der Pochwäsche



Die zwei Stollmundlöcher, das neu aufgemauerte Mundloch „Neu Freiburger Glücks Stolln“ und das bereits 1867 neu ausgemauerte Mundloch des „Gegenstück Tiefer Erbstolln“ sind heute wieder zu erwandern. Bereits 1683 existierte im Jugeler Grund eine Silberschmelzhütte. Für einen Abstecher zur Grube „Frisch Glück Glöckl“ sollte der Besucher auf alle Fälle Zeit einplanen (siehe Seite 40).



Mundlöcher



## KURORT OBERWIESENTHAL



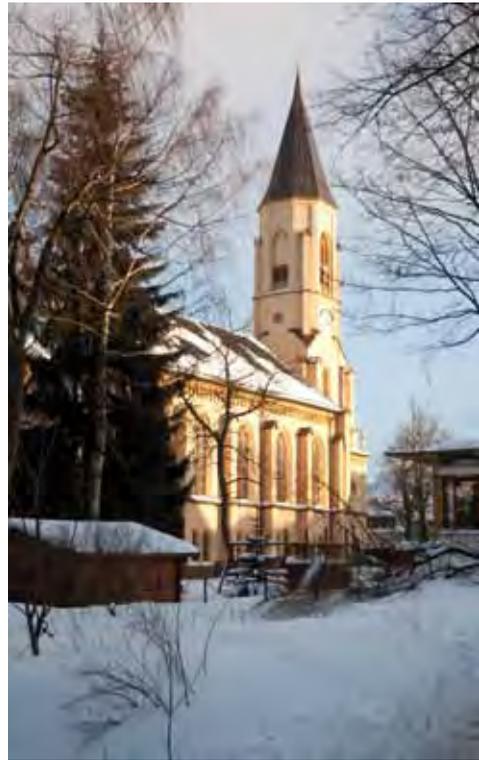
Blick nach Böhmisches-Wiesenthal

Der Kurort Oberwiesenthal ist die höchstgelegene Stadt in Deutschland (914 m über NN). Auf einer geneigten Hochfläche entstanden, kam es 1527 zur Gründung als Bergstadt. Die bergbaulichen Aktivitäten begannen mit dem Seifen von Zinn. Die ersten Gruben wurden im Zechengrund zwischen Fichtel- und Keilberg auf Silber, Eisen, Bleiglanz und Kobalt geteuft. Es existierte von 1530 bis 1588 ein eigenes Bergamt.

1851 brannte das Städtchen nieder. Der Bergbau erlosch Mitte des 19. Jahrhunderts, und aus der Bergstadt entwickelte sich eine Handwerkerstadt, die Posamentenherstellung und Nadelei. Heute ist der Ort in erster Linie Luftkurort und das Wintersportzentrum Sachsens.

Der beim Bahnbau beteiligte Norweger Olsen brachte die ersten Schneeschuhe nach Oberwiesenthal. 1911 wurden hier die ersten deutschen Skiweltmeisterschaften veranstaltet.

Die neogotische Martin Luther Kirche aus dem Jahre 1866 bildet die Dominante im Zentrum des Ortes. Eine 4,5 m hohe Postmeilensäule mit dem Wappen der sächsischen Kurfürsten und Polens steht restauriert als Schmuckstück vor dem Rathaus.



Marktplatz mit Rathaus

Martin Luther Kirche

